

KURZPROSA

Morgen wird ein schlafender Gartenrotschwanz mir seine Geschichte erzählen. Schlafend wird er mit den Flügeln sprechen. Mit den Federn wird er mir seine Träume in die Hand zeichnen. An meiner Oberlippe werde ich seinen Atem spüren, den Atem, der von Freude reden kann und von Angst. Seine Zehen werden mir von den Begebenheiten des vergangenen Monats tanzen. Wenn Du uns morgen zusammen siehst, den Gartenrotschwanz und mich, bitte weck ihn nicht auf. Er hat seit letzter Nacht nicht mehr gesungen. Er soll schlafen.

Aber er wird wieder gesund werden.

04.04.1989

Eine Episode:

Vor ein paar Tagen sah ich ihn zum letzten Male. Er ging am Strand spazieren, allein. Er sei bis in den späten Abend am Meer gewesen, sei langsam auf und ab gegangen, habe oft innegehalten, nie aber seinen Blick zur stillen Brandung gewandt. Vor sich hin habe er geschaut, als hätte er einer Spur im Sand zu folgen gehabt. Gegen elf Uhr sei er plötzlich wie erschrocken stehengeblieben, habe den Kopf aufgerichtet und sich zum Wasser gedreht. Er muss wohl minutenlang so dem Meere zugewandt gestanden haben. Ganz langsam mit kleinen Schritten habe er sich der sanften Brandung genähert. Um diese Zeit etwa, wenig vor Mitternacht, folgen die Wasser dem Ruf der Ebbe. Auch er muss den Ruf gehört haben.

Tränen zu Tränen, Sand zu Sand.

Immer weiter geradeaus ist er gegangen, bis die Wellen seine Spuren im Sand auslöschten, bis seine Waden umspielt wurden, bis sein Unterleib verschlungen war, bis seine Weste durchtränkt war, bis sein Brustkorb enger wurde, bis seine Zunge Salz schmeckte, bis seine Lungen sich dem Wasser ergaben, bis seine Augen kein Brennen mehr verspürten und immer weiter, dem Ruf der Ebbe folgend, immer weiter.

Wir haben uns gut gekannt

und immer weiter

wir sind einander Brüder gewesen

dem Ruf der Ebbe folgend

Brüder und immer weiter

auch ich folge

einander Brüder

und immer

einem anderen Ruf

bis wir uns wiedererkennen

und immer weiter

25.01.1989

Ein letzter Dialog

In Panik:

Hier können wir nicht bleiben

Beruhigend:

Hier nicht, und sonst auch nirgendwo.

Nirgendwo – verstehst Du das?

Nur ...

Pause

Krapfhaft ruhig

Ich habe solche Angst.

Aufschreiend:

Nein, fass mich nicht an!

Du wirst nur mitgerissen

Beruhigend:

Mich kann niemand vernichten.

Sorge Dich nicht,

Aber ich Sorge mich um Dich.

Strenger:

Es bleibt bald keine Zeit mehr.

In Panik:

Keine Zeit! Ich fühle es genau.

Keine Zeit!

Eindringlich und sanft:

Schau, dort vorne. Ein kleines Tor.

Pause

Geh hindurch, wenn du kannst. Geh hindurch!

Bitter:

Das ist doch viel zu eng.

Jetzt ist nicht die Zeit, Witze zu machen.

Eindringlich und sanft:

Geh hindurch!

Fassungslos:

Durch ein Stück Brot?

Sehr eindringlich:

Versuch's! Es bleibt bald keine Zeit mehr.

Pause

Nun ist es so weit. Versuch's!

Was bleibt Dir sonst?

Pause

Komm, es ist so weit. Komm!

Weiter weg:

Komm!

Schwach rufend:

Ja, ich versuch's.

Pause

Mit etwas Erleichterung

Ja ...

Wir können hier nicht bleiben.

Komm!

Es geht alles nur vorüber,

wir können hier nicht bleiben,

und nichts kann bei *uns* bleiben.

Zieh dir den Mantel an!

Noch kann er dich wärmen.

Komm! Zerreiß die Fesseln deiner Angst.

Du kannst nichts sehen? Das ist gut.

Auch ich sehe nichts.

Würden wir sehen, wir könnten uns nur verirren.

Nur verirren.

Sei geduldig, die dunkle Nacht dauert nicht ewig.

Geh, wir sind geführt.

Wo bist du? Hörst du nicht mehr?

Wo bist du?

Lass deine Ungeduld!

Hörst du nicht mehr?

Ach Gott, hilf ihm suchen!

Gott, schick ihm nur einmal ein klares Licht,

damit seine verfluchte Angst verschwindet!

Hörst du nicht mehr?

Die Augen nützen dir doch nichts!

Die Angst legt dir nur Schlingen ins Gehirn!

Komm, geh weiter! Komm!

Allmächtiger Gott, lass ihn nicht los!

Halte die Tür ihm offen!

Sende Raphael zu ihm! Und Michael!

Es ist dunkel, und ich sehe doch,

wie das Sehnen verkümmert,

wie der Traum einlullt in Zorn und Befriedung:

Der Lügentraum des ewigen Todes macht ihn lächeln,
bitter lächeln.

Du willst hier bleiben?

Du willst es zu sehr!

Zu sehr!

Übersteige wieder, sonst bist du tot!

Hörst du nicht mehr?

Effata!

2013?

Gebete und Geschichten

I

Herr, schließ unsere Sinne auf,
zerreiß die Schlingen unserer Gedanken.
Durch alle Schrecken reichst Du uns
Rettend Deine Hand.

II

Von Ferne die matten Lichter einer Siedlung. Der Wind bläst den Nieselregen vom schwarzen Nachthimmel in mein Gesicht. Ab und an erhellt der Scheinwerfer eines vorübereilenden Autos flüchtig meinen Weg. Ich gehe und gehe, als wollte ich fliehen. Wovor? Es haben Bilder des Grauens sich eingenistet in meinem Hirn. Es ist, als schrien sie mich an:

„Wir sind eine verwundete Leuchtschrift.“

Meine weit geöffneten Augen dringen wie blind in das Dunkel der Nacht. Gottlob, die Siedlung ist bald erreicht. Durch Fenster erkenne ich schon erleuchtete Zimmer. „Erzähl. Was hast du gesehen?“

Wir kauern im warmen Zimmer. Eine tröstende Hand legt sich auf meine Schulter. Wie weit ist der Weg vom Bild zum Wort. Ich versuche zu ordnen, was ich sah, doch alles erscheint mir zugleich. Das Wann und Woher der Bilder verschwimmt. Die Schrift türmt sich auf, so überdeutlich – und unaussprechlich. Blutlachen auf dem Asphalt, daneben ein Schuh; Hauswände, aus Trümmern aufragend, und Menschen, die wühlen und graben, da sie vielleicht eine Stimme gehört haben unter den Bergen von Ziegeln und Schutt.

„Was hast du noch gesehen? Was du beschriebst bis jetzt, das gibt‘ s seit Jahr und Tag.“ Die tröstende Hand richtet mich auf. „Sieh‘ mich an. Sprich weiter.“

Die Zunge wird mir schwer: hinter der sichtbaren breitet eine andere Vernichtung sich aus: sie schlägt nicht in Trümmer, vergießt kein Blut. Sie macht verschwinden. Was bleibt, ist ein leeres Herz; ein Atem ohne Sinn; ein lautloser Schrei; eine ungeweinte Kinderträne; eine erstorbene Phantasie; ein offenes Ohr, das sich nicht füllt; ein Ich ohne Du. Diese andere Vernichtung kühlt die Welt aus, bis eine gleißende Wüste übrigbleibt.

Wir schweigen in die lastende Nacht. Waren es Stunden, Wochen, Jahre?

III

Herr, Du bist das unergründliche Gedächtnis.

Was hier in Trümmer fällt, in Dir ist es verborgen.

Was hier uns aus den Händen gleitet, wirst Du vollendet wiederschenken.

Herr, Du bist das liebende Gedächtnis.

IV

Du sitzt auf einem Stein am Ufer, der Blick bohrt sich ins Wasser. Deine Trauer gräbt tiefe Furchen in den Grund. So fern ist es nicht, da wälzt ein Fluss mit vergiftetem Schlamm eine Todesspur durchs Land: Verdursten neben dem Wasser. So fern ist es nicht, da fallen Bomben; da morden ferngelenkte Drohnen; da reißen Mörder sich und hunderte in den Tod. Und dein Blick sucht im Wasser das Woher und Wohin. Das Ufer, an dem du sitzt, hat längst schon sich abgekehrt von der Sonne, die auf der anderen Seite der Erdkugel jetzt scheinen mag. Weißt du es? Der Wind bleibt stumm und schweigt mit deiner Trauer. So fern ist es nicht, da wird über die Welt ein Netz aus Kalkül gebreitet. Was schlüpft durch die Maschen des Netzes? Das Leben.

Der Stein, auf dem du sitzt, stimmt plötzlich ein in den lautlosen Schrei. Es singen die Sterne zu deinem Schweigen. Das zarte Rauschen der Blätter und das Plätschern des Wassers an den Steinen des Ufers umhüllen deinen Schmerz, mit dem Du, weiß Gott, nicht allein bist. So sitzt du Stunden.

Die Silhouette der Hügel vor dem monderleuchteten Nachthimmel beginnt auf einmal zu beben, zu wogen. Der Stein, auf dem du sitzt, bewegt sich. Das Wasser des Flusses rauscht

kräftiger und tritt Welle um Welle weiter über das Ufer. Alles ist im Auf und Ab, die Bäume scheinen zu tanzen. Das Wasser türmt sich hie und da auf in einem wirbelnden Kranz von Gischt. Du blickst zum Himmel. Die Milchstraße, prächtig zu sehen, schwingt sich in wilden Girlanden von Horizont zu Horizont. Alles ist ein Drehen, Kreisen, Schleudern, begleitet vom vielstimmigen, dröhnenden Schweigen. Du hältst dir die Ohren zu, aber das Schweigen wird lauter, unerträglich laut. Du schließt deine Augen, aber die Bilder gewinnen noch an jäher Kraft der Bewegung. Dein ganzes Inneres wird von einem Strudel erfasst. Das quälende Drehen scheint kein Ende nehmen zu wollen - niemals.

Nach kurzem, unendlich tiefem Schlaf, findest du dich am stillen Ufer liegend, abseits deines Steins. Du ahnst in der Morgendämmerung noch die Schwingen des Engels.

V

Herr, Schöpfer des Alls, die Welt besteht, solange Du sie beatmest.

Herr, Du duldest, denn Dein Auge sieht die Ewigkeit.

Herr, Du wartest, denn Dein Sehnen gilt unseren Herzen.

Aber einmal ist es soweit: dann vollendest Du den achten Tag.

VI

Eines der Autos, deren Scheinwerfer meinen Weg im nächtlichen Nieselregen flüchtig erleuchtet hatten, hielt vor einem Haus der Siedlung. Hastig stieg ein Mann, kaum vierzig Jahre alt, aus dem Wagen, sah sich ängstlich um, zog den geöffneten Mantel durch Überkreuzen der Arme fröstelnd vor der Brust zusammen. Mit schnellen Schritten war er unter dem Vordach des Hauseinganges angekommen. Als er die Hände zum Anzünden einer Zigarette brauchte, öffnete sich wieder der Mantel und gab den Blick frei auf ein dunkles Sakko, ein helles Hemd und eine wahrscheinlich farbige Krawatte, soweit es in der indirekten Beleuchtung durch eine Straßenlaterne zu erkennen war. Der Mann tat drei oder vier Züge an der Zigarette, dann warf er sie mit einer zornigen Geste in die Gosse, drehte sich zur Haustür, kramte nach dem Schlüssel in seiner rechten Hosentasche, zog den Schlüssel langsam heraus und hielt ihn wenige Zentimeter vor dem Schloss krampfhaft zitternd fest. Plötzlich warf er den Schlüssel,

sich von der Tür abwendend, zu Boden und rannte zum Fluss hinunter. Der Nieselregen hatte aufgehört, der Himmel klarte auf. Der erste Nachtfrost kündigte sich an. Beim Rennen warf der Mann mehrmals seine linke Schulter zurück, als würde ihn jemand zu Boden werfen wollen. Aber es war niemand da außer dem Rennenden. Am Ufer angekommen drehte der Mann sich mit einem Ruck um und schlug mit der Faust ins Leere, einmal, zweimal, verlor dann das Gleichgewicht und wälzte sich keuchend im Sand, sprang dann aber plötzlich auf und blieb regungslos stehen. Der hastige, fast panische Atem ließ ein schweres Ziehen und Rasseln hören. Die rechte Hand tastete im Mantel nach der Zigarettenschachtel. Der Mann nahm eine Zigarette in den Mund, zündete sie aber nicht an. Er schien auf etwas zu warten. Der ganze Körper stand regungslos, leicht nach vorne gebeugt, den Nacken eingezogen. Allein die Augen änderten ruckartig ihre Blickrichtung, als müssten sie heimlich nach etwas Entsetzlichem Ausschau halten.

Nach gut zwei Minuten schloss der Mann die Augen, der Atem beruhigte sich, die ungerauchte Zigarette fiel ihm aus dem Mund. Plötzlich zuckte der Kopf nach links und das Gesicht verzerrte sich, als hätte der Mann eine Ohrfeige auf die rechte Wange bekommen. Aber außer ihm war niemand am Ufer zu sehen. Ein langer, aber kaum vernehmbarer Schrei, eher ein Grunzen, kam aus dem Mund des Mannes. In alptraumhaft langsamen Bewegungen zog er den Mantel aus, faltete ihn sorgfältig überkreuz halbiert zusammen und ließ ihn dann, diese Sorgfalt eigentümlich kontrastierend, achtlos direkt vor sich in den Sand des Flussufers fallen. Der Mann hatte nun den Blick starr auf das Wasser gerichtet, auf welches er sich wie knechtisch geduckt langsam zubewegte, dabei kaum die Füße hebend. Schon umspielte das eiskalte Wasser seine Schuhe, und der Mann ging weiter in den Fluss hinein, die Hände hinter dem Kopf verschränkt und den Blick unverwandt geradeaus auf die Wasseroberfläche gerichtet. In qualvoller Langsamkeit tauchte er Zentimeter um Zentimeter tiefer in den Fluss ein. Die Kälte musste nun mit tausend Nadelstichen seine Schenkel stechen. Auf einmal bewegte er sich rascher. Kaum hatte der Wasserspiegel seine Hüfte erreicht, ließ er sich vornüberfallen und tat, von der Kälte fast vollständig gelähmt, seine ersten Schwimmzüge. Die vollgesogene Kleidung zog ihn nun mit aller Macht abwärts. Die Schuhe glitten von seinen Füßen. Noch wenige Sekunden, und er hätte das Bewusstsein verloren.

Da geschah etwas Unerwartetes: Der Mann drehte sich mit einem Stoß herum zum Ufer, tastete mit den gefühllos gewordenen Füßen nach Grund. Mit aller Kraft ruderte er sich, seine Schritte unterstützend, mit den Armen an Land, riss sich die nassen Kleider vom Leib, während

er sich hastig nach seinem Mantel umblickte. Die Krawatte hing ihm noch am Hals. Ein paar Meter flussaufwärts fand er seinen Mantel hart am Wasser liegend, und ohne in die Ärmel zu schlüpfen, warf er ihn um sich und rannte auf einen Strauch nahe dem Ufer zu. Er warf sich auf den Strauch, immer noch den Mantel fest geschlossen haltend. Der Mann verbarg sich im Geäst, als wolle er sich von lebendigem Holz umarmen lassen. Zusammengerollt, vom Mantel umhüllt, vom Strauch in die Arme genommen, biss der Mann sich an einem Zweig fest, von einem Weinkrampf und von Kälte geschüttelt. Als endlich die Taubheit der Glieder dem Schmerz der Wiederbelebung wich, richtete sich der Mann auf, sammelte seine völlig durchnässten und teilweise zerrissenen Kleidungsstücke zusammen und ging unter dem Schutz der Dunkelheit nach Hause. Der Schlüssel lag noch unter dem Hauseingang. Niemand hat je von all dem erfahren.

VII

Herr, Du schickst Deine Engel – manchmal unverhofft und plötzlich.

Herr, Du kennst jedes Herz, jeden Blick – durchschaust uns bis zum Grund.

Du gehst uns allen nach – und oftmals unbemerkt,

bis wir Dich einlassen.

VIII

Ein hoher dunkler Korridor. Er scheint unendlich langgestreckt zu sein. An beiden Seiten längs stehen Regale mit Büchern bis hinauf zur Decke. In der Luft liegt der Geruch verkohlenden Papiers – ein leises Knistern glosender Pergamente. Allmählich sieht man blaue Flammen züngeln aus den Regalen, so dass der Saal sich matt erhellt. Ein endloser Korridor. Wohin?

Die sengende Glut greift über auf die Regale. Es zeigt sich keine offene Flamme. Der Kampf ist leise, kalt und von lähmender Langsamkeit. Da brechen die beiden ersten Regalbretter, und leise stürzen verbogene rußige Buchdeckel hernieder, die Seiten als Asche aus sich verstreudend. Da nun die Regale beginnen niederzubrechen, ist zu erkennen, dass hinter ihnen keine Wände stehen. Stattdessen werden am Horizont Säulen und Mauern sichtbar aus Marmor oder Ziegelwerk, aus Stahl oder Beton, aus Aluminium oder Glas; schließlich auch

Türme und Brücken. Aus der Decke des gewölbten Korridors stürzen Platten, leise wie von Ferne donnernd, zu Boden. Nun regnet es herein, leise, kalt, und die Tropfen fallen in quälender Ruhe. Die blauen Flammen fressen sich züngelnd weiter an den Wänden, vom Regen nicht aufgehalten. Ein steifer Wind fegt die durchnässte Asche der verbrannten Bücher vom Boden auf und wirbelt sie als schwarze Flocken durch die Luft. Wir starren gebannt und wie gelähmt auf das stumme Schauspiel der Zerstörung.

Ein aufgeschlagenes Buch halte ich in Händen. Ich habe es selbst geschrieben. Seine Lettern verbinden sich vor meinen Augen zu einer einzigen Girlande, zerfließend, wie die Asche-Pfützen, den Sinn, den ich den Worten gegeben hatte, abschüttelnd. Schließlich zerbröseln das Buch mir zwischen den Fingern. Nun sind die Hände leer. Um uns ist nur Fallen, Stürzen und die Unendlichkeit des Korridors. Und auch die Säulen, Mauern, Türme und Brücken, von denen nun immer mehr sichtbar werden, bis in die Ferne, wanken, stürzen ein, zerfließen wie schmelzendes Wachs.

Auf einmal wirft ein Strahl uns auf die Knie. Wir müssen unseren Blick verhüllen um zu sehen: Am Ende des Korridors das gleißende Pulsieren einer Hostie, das liebende Gesicht eines Verwundeten mit ausgebreiteten Armen. Das lebendige Herz und die verstehenden wissenden Augen vereinigen sich zum erbarmenden Ruf: Kommt! Kommt!

Der Regen hat aufgehört, der Himmel ist aufgerissen, so dass Sterne sichtbar werden. Nun erleben wir die alles Verstehen übersteigende Verwandlung. Davon können wir nicht erzählen, denn noch gibt es keine Worte, die solchen Sinn in sich schon aufgesogen hätten. Es bleibt uns weiterzureichen das liebende: Kommt! Kommt!

IX

Herr, Du kommst! Du bist schon gekommen!

Du gibst Dich hin für uns,

Tag für Tag, Stunde um Stunde –

bis Du wiederkommst...